

Ludwig Rosenberg zum 100. Geburtstag

Nonchalant und furchtlos

Rosenberg, von 1962 bis 1969 der Vorsitzende des DGB, war ein Mann mit bürgerlichem Habitus. In seiner Jugend schrieb er Songtexte und Gedichte. 1933 floh er vor den Nazis ins englische Exil. Ein Empfehlungsschreiben an Hans Böckler, das er von dort mitbrachte, öffnete ihm später die Türen beim DGB.

Von **Frank Ahland**

Der Autor ist Historiker und Publizist. Er war Stipendiat der Hans-Böckler-Stiftung und hat mit einer Biografie über Ludwig Rosenberg promoviert. Kontakt: frank.ahland@witten.org

■ Skandalträchtige Nachrichten erreichten Ende Februar 1964 das Hans-Böckler-Haus in Düsseldorf, in dem der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes seinen Sitz hatte. Im Landesbezirk Baden-Württemberg hatten sich junge Gewerkschafter mit DGB-Funktionären getroffen. Thema der kurzfristig anberaumten Tagung waren die Verhältnisse in der Bundeswehr, über die die jungen Gewerkschafter, die dort als Rekruten Dienst taten, hautnah zu berichten wussten. Einer von ihnen hatte gehört, wie sich bei einem Manöver im Biwak die Leutnants untereinander zugerufen hatten: „Gib mal ein paar Juden rüber, das Feuer ist am Ausgehen“ – ein anderer brachte das Zitat eines Vorgesetzten mit: „Sie haben die Mütze wie ein Judenjunge auf.“ Und ein Dritter erzählte, was ein Offizier zu einem anderen gesagt hatte: „Wenn ich es zu tun gehabt hätte, dann hätte ich so viele Juden der Straße entlang aufgehängt, dass ich vom Heuberg bis Tel Aviv im Schatten hätte laufen können.“

Vielen Soldaten waren solchen Äußerungen schon untergekommen. Es war kein Geheimnis, dass viele Militärs der Bundeswehr schon in der Wehrmacht gedient hatten. Um die Würde der Rekruten zu brechen, wurden sie von ihren Vorgesetzten immer wieder schikaniert.

Beim Appell hieß es, die Rekruten stünden da wie „Huren“ oder „Schwule“, und beim Marschieren, sie liefen wie „Franzosen“ oder „Itaker“ herum. Der Griff in die antisemitische Mottenkiste schien besonders beliebt zu sein. Zu Recht fragten sich die jungen Gewerkschafter, wo hier die Menschenwürde und das Ehrgefühl blieben. Von ihrem Landesbezirk versprachen sie sich Hilfe. Tatsächlich leitete er die Berichte an den Bundesvorstand weiter, wo sich der neue Vorsitzende Ludwig Rosenberg höchstpersönlich der Sache annahm.

Rosenberg, der das Amt des Vorsitzenden kaum 16 Monate zuvor von Willi Richter übernommen hatte, sah sehr wohl Anlass zu „geharnischten Beschwerden“ gegen Vorgesetzte in der Bundeswehr, wie er Anfang April bei einer Rede in Köln bekannte. Und er fügte hinzu, er habe „natürlich bei den Parteien und dem Minister deshalb vorstellig werden“ wollen. Doch er tat nichts von alledem. Es kam zu keiner Kampagne für die Demokratisierung der Bundeswehr, zu keinem Gespräch mit Verteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel. Denn die Beschwerdeführer waren Rosenberg etwas schuldig geblieben, das er in der gleichen Kölner Rede einforderte: „Auf unsere Rückfrage, ob die betreffenden Kollegen, die nicht mehr aktiv in der Bundeswehr sind, bereit seien, Ross und Rei- →



Fotos: Archiv der sozialen Demokratie

→ ter zu nennen und ihre Aussagen persönlich zu bestätigen, haben alle sich geweigert, das zu tun. Sie fürchteten, bei Reserveübungen dafür büßen zu müssen. Liebe Kollegen! Wie leicht ist es, Artikel über Missstände in der Bundeswehr zu schreiben, allgemeine Beschwerden zu erheben und anonyme Briefe zu schreiben. Wie unmöglich ist es, Rechte zu sichern, wenn man sich scheut, sein verfassungsmäßiges Recht wahrzunehmen.“

Deutschland 1933 – das war keine Heimat mehr

Rosenberg hatte den Beschwerdeführern einen Mangel an Zivilcourage unterstellt und sich darüber maßlos geärgert: „Diese Kollegen verlangen von uns den Mut, den in diesem Fall nur sie selbst – allerdings dann mit unserer Hilfe – aufbringen müssten. Das, was hier einige junge Kollegen praktizieren, ist ein Beweis dafür, dass es uns noch nicht gelungen ist, die Mehrzahl unserer Mitglieder zu wirklich bewussten und selbstbewussten Staatsbürgern zu erziehen.“ Dieser Vorfall verrät mehr über Rosenberg, als so manches vorschnelle Urteil

der Geschichtsschreibung. Was mancher als staatsbürgerliche Belehrung empfand, entsprach den innersten Überzeugungen Rosenbergs. Er glaubte daran, dass jeder Mensch erst zur Eigenverantwortlichkeit befähigt werden müsse. Dem Politiker wie dem Gewerkschafter, so sein Credo, obliege es, diesen Prozess nach Kräften zu fördern und die Macht seiner Organisation für das Recht des Schwachen in die Waagschale zu werfen. Doch der „kleine Mann“ und die „kleine Frau“ auf der Straße mussten selbst den Mut dazu aufbringen, sich für ihre Rechte einzusetzen.

Wenn keiner der jungen Männer bereit war, seine Anschuldigungen vor einem Richter zu wiederholen, musste alle Mühe vergebens sein. Rosenberg wusste, wovon er sprach. Wegen seiner Überzeu-

gungen und Ideale, und auch, weil er in den Augen der nationalsozialistischen Machthaber als Jude galt, hatte er 13 Jahre im Exil verbringen müssen. Tatsächlich entstammte er einem jüdischen Elternhaus, hatte sich aber 1923 als 20-Jähriger von der Religion der Väter endgültig losgesagt. Zehn Jahre später holte sie ihn wieder ein, als der Gewerkschaftsbund der Angestellten seinen Angestellten Rosenberg im April 1933 auf die Straße setzte. Daher sahen er und seine Verlobte Margot Mützelburg, eine gleichfalls arbeitslos gewordene Bankangestellte, in Deutschland keine Zukunft mehr. Im Juni verließ er Deutschland mit dem Ziel London, Margot folgte ihm wenig später und heiratete ihn. Dass es für ihn als Juden in den nächsten Jahren immer schwieriger geworden wäre, Deutschland zu verlassen, konnte er 1933 noch nicht ahnen. Doch er musste es an seiner Mutter und seinem Onkel, einem Berliner Rechtsanwalt, schmerzlich erfahren. Zwar besuchten ihn beide noch nach der Macht ergreifung mehrmals in London, doch brachten sie es nicht über sich, sich von ihrer vertrauten Umgebung und ihrem bescheidenen Wohlstand zu trennen. Zur Jahreswende 1942 mussten sie sich zur Deportation einfinden, wenige Tage danach wurden sie in Auschwitz ermordet. Sein Leben lang machte sich Rosenberg Vorwürfe, versagt zu haben, weil er seine Verwandten nicht hatte überzeugen können, in England zu bleiben.

Das Deutschland der Kaiserzeit und der Weimarer Republik – das waren die Erinnerungen, von denen Rosenberg im Exil zehren konnte. Am 29. Juni 1903 war er im damals noch selbstständigen Charlottenburg bei Berlin zur Welt gekommen. Sein Vater war ein Tuchhändler aus Westpreußen, der die Tochter eines Berliner Herrenausstatters geheiratet hatte. Die Verbindung von Tuchhandel und Konfektion sorgte für Aufwind – doch der Erste Weltkrieg machte dem ein Ende. Ludwigs Vater wurde eingezogen, er kam mit einer Gasvergiftung zurück und starb bald nach Kriegsende. Das Einzelkind Ludwig zog es ohnehin nicht in den Handel. Viel mehr als seinen Vater nahm er sich seinen Onkel Benno zum Vorbild, einen promovierten Rechtsanwalt mit einer eigenen Kanzlei in der Nähe des Charlottenburger Rathauses. Dieser von der Kinderlähmung gezeichnete Mann, der über eine umfassende humanistische Bildung verfügte, wurde für Rosenberg ein wichtiger Gesprächspartner. Nächtelang diskutierten die beiden über Kunst und Literatur, aber auch über Politik. Kein Wunder, dass dem Heranwachsenden schon die Jahre des Krieges, vor allem aber die Revolution und die Krisenjahre danach weit aufregender erschienen als die Langeweile der Schule und die Tristesse des Kommerzes.



Verlobte **Margot Mützelburg** (um 1930):
durch die Rezession arbeitslos geworden

Die sozialen Umbrüche seiner Zeit interessierten ihn, und so fand er, obwohl Bildung und Vermögen ihn von den kulturellen und sozialen Verhältnissen der meisten Arbeiter und Angestellten meilenweit trennten, zur Arbeiterbewegung und zu den Gewerkschaften. Mit 25 Jahren wurde Rosenberg, ein Schulabbrecher, der nebenher Gedichte und Songtexte verfasste und als Laienschauspieler auftrat, Funktionär einer Gewerkschaft, die nicht in der Tradition der Sozialdemokratie stand, sondern sich dem Liberalismus verpflichtet sah. Hier konnte er zeigen, was in ihm steckte. Der stellvertretende Vorsitzende der Gewerkschaft, Max Rössiger, wurde auf ihn aufmerksam und förderte ihn nach Kräften. Und wäre nicht die Machtübernahme der Nazis dazwischengekommen, hätte Rosenberg, so bescheinigte es ihm ein Zeugnis, bald schon in eine der oberen Etagen seiner Gewerkschaft einziehen können. Dass ausgerechnet sein Mentor zu jenen Gewerkschaftern gehörte, die sich im Frühjahr 1933, wenn auch vergeblich, den Nazis anzudienen trachtete, blieb Rosenberg verborgen. So behielt er Rössiger in unverdient guter Erinnerung.

London blieb ein Fluchtort – sie wollten zurück

Jetzt, im Exil, mussten Ludwig und Margot sich mit Gelegenheitsjobs durchschlagen. Er war eine Zeitlang Journalist, dann wieder Handelsvertreter für englische Stoffe in Portugal. Davon lebte das junge Ehepaar mehr schlecht als recht. Im Mai und im Juni 1940 wurden die meisten Flüchtlinge in Großbritannien interniert. Die Rosenbergs kamen in getrennte Lager auf der Isle of Man in der Irischen See. Ludwig Rosenberg ließ sich zum Leiter der Häftlings selbstverwaltung wählen und verhandelte mit den britischen Militärs. Erst nach seiner Entlassung Ende 1940 konnte er daran mitwirken, deutsche Hitler-Flüchtlinge in die britische Rüstungsindustrie zu vermitteln. So konnte er Geld verdienen und zugleich den Niedergang der Barbarei auf dem Kontinent beschleunigen. Nach Jahren der Armut leisteten es sich die Rosenbergs nun, ein kleines Häuschen in einem Londoner Vorort zu kaufen. Sie hatten ein Haus, hatten Freunde gewonnen und beherrschten die Sprache inzwischen perfekt. Doch zum Bleiben entschlossen waren sie nicht. Ihr Leben war ein Provisorium. Zu sehr war Rosenberg in der Politik und der Gesellschaft Deutschlands verwurzelt.

Es war das Erbe seines jüdischen Elternhauses, das ihn an das andere Deutschland glauben ließ. Diesem Deutschland nach dem Ende der Barbarei zum Durch-

bruch zu verhelfen, war Rosenbergs Lebensziel. Dass sich nach dem Krieg eine Tür für ihn öffnete, die ihm diese Chance gab, verdankte er am Ende seinen Kontakten zu prominenteren Vertretern des Exils in London. Es war vor allem Hans Gottfurcht, der Leiter der Londoner Vertretung der freien Gewerkschaften, der Rosenberg an die Schaltstellen heranführte. Er war es, der nach dem Kriegsende ein Empfehlungsschreiben an Hans Böckler, den Vorsitzenden der Gewerkschaften der Britischen Zone, schickte, in dem er Rosenberg lobte: „Seine Qualifikationen machen es empfehlenswert, ihn hauptamtlich für die Gewerkschaftsbewegung, und zwar an einer zentralen Stelle, zu verwenden.“ 1946, als die Gewerkschaftsführung ihre Zustimmung gab, hielt Rosenberg nichts mehr in England. Er zog in das vom Krieg zerstörte Bielefeld.

Das Empfehlungsschreiben Gottfurchts verschaffte ihm den Eintritt in die neue Einheitsgewerkschaft. Seine Fähigkeiten und Kenntnisse, sein nonchalanter und furchtloser Umgang mit in- und ausländischen Machthabern empfahlen ihn – trotz mancher Vorbehalte gegen den „Emigranten“, den Liberalen, den Bürgerlichen Rosenberg – rasch für höhere Aufgaben. Bereits im Jahr 1949 wurde er in den Bundesvorstand des DGB gewählt, zehn Jahre später stieg er zum stellvertretenden Vorsitzenden und 1962 schließlich zum Vorsitzenden des DGB auf. Als er 1969 aus dem Amt schied, zog er sich keineswegs aus der Öffentlichkeit zurück. Vielmehr widmete er sich nun wieder dem Journalismus und engagierte sich in der SPD, der er als 20-Jähriger beigetreten war, und für die sozialliberale Bundesregierung, der er in mehreren Kommissionen beratend zur Seite stand. Sein Tod am 23. Oktober 1977 wurde überschattet vom so genannten „Deutschen Herbst“. Zahlreiche prominente Gäste aus dem In- und Ausland mussten, wenige Tage nach der Ermordung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer, der Trauerfeier aus Sicherheitsgründen fern bleiben. ■



Mit Hut, Schal und Zigarette: der junge Ludwig Rosenberg in Künstlerpose (um 1924)